

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 77 (1951)  
**Heft:** 4

## Werbung

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# PHILIUS KOMMENTIERT

Es gibt den Begriff der «caritativen Postkarten». Darunter versteht man jene Postkarten, die meistens als Serien in den Verkauf gebracht werden und deren Erlös einer wohlthätigen Einrichtung oder Aktion zufließt. Man hat vor allem in Kreisen der Künstler und der Kunstfreunde dem Erscheinen dieser Kartenserien in der Regel mit mitleidigem Lächeln entgegengesehen. Man war es sich gewohnt, «caritative Kunst» vorge-setzt zu bekommen, und darunter verstand man mittelmäßige Kunst oder Kitsch. Letzteres in vielen Fällen. Denn jene Kommissionen, welche die Bilder für diese Karten aussuchten, gingen von der Voraussetzung aus, man müsse etwas «Zügiges» und «Volkstümliches» wählen, etwas, das den materiellen Erfolg der Kartenaktion sichere. In diesen Kommissionen, die die Auswahl besorgten, saßen sehr oft Leute, die im Privatleben durchaus über einen sichern Geschmack verfügten und die sogar im eignen Hause nur Bilder von Niveau aufhingen, die aber bei dieser Auswahlarbeit ihren privaten Geschmack zum Schweigen brachten und ihre Konzession an den Publikumsgeschmack machten. Im Interesse des guten Werkes, wie sie zur Entschuldigung beifügten. Das hat nun in manchen Fällen gebessert. Wiederholt durfte man die caritativen Postkarten loben und mehr als einmal hat man für diese Karten erstrangige Schweizer Künstler beigezogen, sei es, daß man ihnen Aufträge erteilt, sei es, daß man aus ihrem Oeuvre wertvolle Stücke ausgesucht hat.

Heute haben wir wieder Grund zum Lobel! Die Stiftung «Pro Juventute» hat dieses Jahr fünf Gemälde des Zürcher Malers Hermann Huber reproduziert. Drei Familienbilder, ein Blumenstilleben und eine Landschaft. Die Wahl fiel auf einen Künstler, der keineswegs die Absicht hatte, volkstümlich zu sein und der es auf seine Weise trotzdem ist. Auch wenn Huber nirgends das Postkartenschöne beabsichtigt, so sind diese Bilder so, daß der sogenannte Mann aus dem Volke sich zu diesen Bildern hingezogen fühlt, eben weil er sieht oder es wenigstens ahnt, daß sie alle ihre Tiefe, ihren künstlerischen Reichtum haben. Es wird einfache Leute geben, die es sehr wohl herausspüren, wie sehr sich diese Karten von andern konventionellen Kar-

ten unterscheiden: sie haben ihre warme Intimität, haben einen Reichtum des Details und unterstellen sich trotzdem einem geistigen Stil. Sie sind nicht leer und haben keinen Zug ins Schablonenhafte. Sie haben Atmosphäre, in die alles, das Ganze und das Einzelne, gleichmäßig eingetaucht ist. Ich habe zu Hause ein Kuvert, in dem ich «caritative Postkarten» aufbewahre. Es handelt sich nicht um ein Aufbewahren aus Liebe: ich bring es nicht übers Herz, solche Postkarten in den Papierkorb zu werfen, ich bring's aber noch weniger übers Herz, diese konventionellen Helgen zu versenden und ihnen damit eine Legitimation zu geben, die sie nicht verdienen. Aber ich habe ein anderes Kuvert, in dem ich solche caritative Postkarten für kurze Zeit aufbewahre, die ich gerne und mit Vergnügen unter meine Bekannten und Verwandten bringe, weil ich zu ihnen stehen kann. Und zu diesen Karten gehören unbedingt die fünf Pro Juventute-Karten nach Bildern unseres Hermann Huber auf alle Fälle.

\*

Ich habe eine Beobachtung gemacht: sobald sich die Leute mit gewichtigen Artikeln oder nebensächlichen Einsendungen an die Öffentlichkeit wenden, bedienen sie sich eines sogenannten offiziellen Stils. Sie schreiben ganz anders, als sie denken und fühlen. Meistens rührt diese offizielle oder pseudo-akademische Gestelztheit von einer gewissen Schreibunfähigkeit her: man verfügt über kein Vokabular, man beherrscht nicht die flüssige Ausdrucksweise, und so schreibt man sich in etwas Steifes, Falsch-Gedrechseltes und Lächerlich-Würdiges hinein. Man schreibt nicht, wie einem der Schnabel gewachsen ist, sondern man paßt sich einer Schreibnorm an, von der eigentlich keiner weiß, wer sie vorgeschrieben und wer sie gewollt hat. Man kann Gift darauf nehmen, daß solche Leute nicht schreiben «Ich war in Zürich», sondern «Ich befand mich in Zürich». Sie haben nicht den Mut zum Satz: «Ich sah, wie ...», sondern sie schreiben: «Ich war Zeuge des folgenden Vorfalls.» Sie geben sich stets einen Schlag ins eigne Kreuz, werfen sich in Schreibpose und wählen lieber die falsch akademische Schreibart, als

die einfache, die natürliche. Sie meinen, das Schreiben können drücke sich dadurch aus, daß man sich möglichst routiniert bereitliegender üblicher Schablonen bediene. So wie es Kaufleute gibt, die, ohne mit der Wimper zu zucken, ihren Geschäftsbrief mit der Scheußlichkeit beginnen: «In Beantwortung Ihres Jüngsten.» Diese harten Wendungen, die wie abgegriffene Münzen im Bereich der geschriebenen Sprache herumgereicht werden, muß man als Sprach-Grind bezeichnen. Das sind Verhärtungen und Verkäsungen der Sprache.

Ich muß hier aber etwas beifügen: Es gibt Leute, die, wenn man ihnen einen persönlichen Stil empfiehlt, plötzlich «originell» zu schreiben beginnen. Es gibt Leute, die die Aufforderung, schlicht und einfach zu schreiben, falsch auffassen und einen schludrigen, eher gesprochenen als geschriebenen Stil hinfügen. Man liest ihre Artikel und denkt: «Ob es nicht doch besser wäre, sie würden sich bereitliegender, aber sauberer Sprachschablonen bedienen?» Man wird dann plötzlich stutzig: ob es nicht gutgemeinte Empfehlungen und Gebrauchshinweise (auch im Sprachlichen) gibt, die man in der Hand dreimal umdrehen muß, ehe man sie an das verehrte Publikum weitergibt, eben weil dieses Publikum solche Aufforderungen falsch interpretiert. Ich kenne einen Mann, der, als man ihm kürzere und weniger umständliche Sätze empfahl, plötzlich einen gehackten Salat auf-tischte, seine Schreibe mit Ausrufen, mit knappen Flüchen usw. würzte. Es troff nur so an «Hat man das gesehen!» oder «Ei, der Tausend» oder dergleichen. Die früheren Briefe dieses Mannes waren in ihrem ängstlichen Sichanlehnen an bereitliegende, etwas schwerfällige Sprachformulierungen sauberer und zuchtvoller gewesen. Also was soll man empfehlen? Die schlichte Schreibweise oder die gedrechselte? Darf man gute Gesetze nur deshalb nicht erlassen, weil ihre falsche Anwendung zu befürchten ist? Man kommt nicht darum herum, die freiere, flüssigere, ungedrechseltere Schreibweise zu empfehlen. Und wer dann das Freiere und Flüssigere und Gesundgewachsene mit Forscheit und Zuchtlosigkeit verwechselt, der werde eben abermals auf seinen Fehler aufmerksam gemacht.



**COGNAC AMIRAL**

Er wird überall mit Hochrufen empfangen!

En gros: JENNI & CO. BERN

**GONZALEZ**



**SANDEMAN**  
(REGISTERED TRADE MARK)

Adel des Alters —  
die Weisheit!

Adel der Weine —  
Porto und Sherry **SANDEMAN**

**SANDEMAN** Berger & Co., Langnau/Bern

QUALITÄTS-UHREN



**Fortis**

Im guten Uhrengeschäft erhältlich